

Streiten für die Ökumene. Laudatio auf die Preisträger

Thomas Söding

Lotsendienste

Die Katholische Akademie ehrt Ulrich Wilckens und Otto Hermann Pesch mit der Verleihung des diesjährigen Ökumene-Preises. Sie legt damit – als externer Laudator darf ich es sagen – auch selbst Ehre ein. Die Akademie zeigt Flagge im gegenwärtigen Streit der Ökumene, indem sie Person und Werk zweier Lotsen würdigt, die ihre Kirchenschiffe sicher navigieren können – auf Sichtweite, aber nicht auf Kollisionskurs, sondern in geordneter Formation – und die wohl auch einen gemeinsamen Ankerplatz anzusteuern wüssten, wenn es denn die Kapitäne, Reeder und Eigner erlaubten. Eine Verbrüderung der Besatzungen im Hafen würde von beiden billigend in Kauf genommen – zumal die Lotsen ohnedies, schon aus beruflichen Gründen, eine verschworene Gemeinschaft bilden. Lotsen werden gebraucht, wenn schlechte Sicht und schweres Wetter herrscht, wenn die Fahrwinde eng ist, wenn Klippen und Sandbänke umschiffen, wenn Leuchtfeuer und Lichtzeichen früh erkannt, wenn Gezeiten genutzt, wenn Routen eingehalten und Ziele unter Zeitdruck erreicht werden müssen.

Das Bild des Lotsen könnte passen, weil beide, auch der Katholik, über Jahre gemeinsam an der Evangelischen Fakultät der Freien und Hansestadt Hamburg gelehrt und geforscht haben – eine, möchte man meinen, naheliegende, aber ziemlich einzigartige Konstellation, dass die Ökumene auf evangelischer Seite mit einem Katholiken besetzt wird; den lutherischen Hanseaten – Ul-



*Prof. Dr. Thomas Söding,
Professor für Biblische Theologie
an der Bergischen Universität
Gesamthochschule Wuppertal*

rich Wilckens war an der Berufung Peschs nicht ganz unbeteiligt –, stellt es ein vorzügliches Zeugnis nicht nur ihrer Liberalität, sondern auch ihrer theologischen Kompetenz aus. Und umgekehrt? Die Katholische Akademie in Bayern hat erfreulicherweise einen Blick für das Strahlen eines Nordlichtes; aber man muss schon nach Rom gehen, ans Bibelinstitut und die Gregoriana, um evangelische Professoren zu fin-

den, die an einer Katholischen Fakultät offiziell lehren und prüfen dürfen. In jedem Fall bin ich sicher, dass wir Lotsen vom Schlege der beiden brauchen, wenn ich an das Meer der Ökumene denke. Herrscht wirklich die große Flaute? Peitschen nur ein paar eisige Böen das Wasser auf? Läuft das Kirchenschiff tatsächlich auf Grund? Oder herrscht eine gewisse Orientierungslosigkeit, weil viele nicht wissen, wie es weitergehen soll? Eine gewisse Ratlosigkeit, weil es neue, wichtigere, lohnendere Aufgaben als den innerchristlichen Dialog zu geben scheint? Auch eine gewisse Ahnungslosigkeit, weil die Mühen, die es gekostet hat, so weit wie jetzt zu kommen, schon vergessen sind? Am meisten wird die sichere Hand des Lotsen gebraucht, wenn unter der Besatzung Streit ausbricht, ob man den richtigen Kurs fährt, ob man die richtige Ladung mit sich führt und ob man überhaupt das richtige Schiff hat.

Vom Streit in der Ökumene zum Streit über die Ökumene

Der gegenwärtige Ökumene-Streit ist längst kein Streit mehr nur „in der“ Ökumene, er ist ein Streit „über die“ Ökumene. Streit muss sein, weiß schon Paulus, der Patron der Ökumene, sonst herrscht Friedhofsruhe (1Kor 11,19). Aber (wenn der kühne Metaphernsprung gestattet ist) der Weg durch die Wüste darf nicht in Massa und Meriba enden (Ex 17,17; Num 20,7–13), er muss ins Gelobte Land führen.

Streit in der Ökumene

Streit in der Ökumene hat es immer gegeben, gerade auch in der neuen Blütezeit, die sie nach dem Schrecken des Krieges, nach Mord, Flucht und Vertreibung in Deutschland erlebt hat. So beispielhaft die ökumenische Zusammenarbeit z. B. von Otto Hermann Pesch und Ulrich Wilckens war und ist, vor allem im Jaeger-Stählin-Kreis, dem Ökumenischen Arbeitskreis evangelischer und katholischer Theologen – ich kenne keine wissenschaftlichen Arbeitsgruppen, in denen Texte derart scharf kritisiert, derart penibel geprüft, derart genau jede Formulierung auf die Goldwaage gelegt wird wie in jenem Gesprächskreis und in manch anderen Ökumengremien. Das Gewicht des eigenen Faches muss zur Geltung kommen – und das Gewicht der eigenen Konfession. Wie nimmt sich die eigene

Das Ziel des Streites ist das Verstehen – der anderen Position und der eigenen: dessen, was gemeinsam und was spezifisch ist, was verbindet und was trennt.

Tradition in den Augen der anderen aus? Wie die andere in den eigenen Augen? Wo haben Konkurrenz und Konfrontation die eigene Tradition verformt und verhärtet, wo geklärt und gefördert? Was lässt sich von der Nachbarin lernen? Wie lässt sich ihr verständlich machen, was einem selbst heilig ist? Wie weit darf und muss man gehen, um in einer neuen Sprache, die beim anderen nicht sofort Aversionen auslöst, die gemeinte Sache auszudrücken – und vielleicht auch in der Sache selbst vorwärts zu kommen? Es wurde und wird in der Ökumene gestritten: um Formulierungen, um Gemeinsamkeiten, um Unterschiede, um Interpretationen, um Identitäten. Das Ziel dieses Streites ist das Verstehen – der anderen Position und der eigenen: dessen, was gemein-

sam und was spezifisch ist, was verbindet und was trennt, was Missverständnisse sind und was Verständnisse. Das hermeneutische Projekt, im lutherisch-katholischen Dialog erarbeitet, das diesen Streit konstruktiv hat werden lassen, heißt: differenzierter Konsens.

Die Hermeneutik des differenzierten Konsenses

Am Meisterstück dieser Hermeneutik des differenzierten Konsenses waren Otto Hermann Pesch und Ulrich Wilckens als Mitglieder des Ökumenischen Arbeitskreises beteiligt. Ich spreche von dem Projekt „Lehrverurteilungen – kirchentrennend?“, das aus Anlass des ersten Papstbesuchs in Deutschland von Eduard Lohse, damals als Hannoverischer Landesbischof Vorsitzender der EKD, und Josef Ratzinger, damals Erzbischof von München, vereinbart worden war. Sie wussten, was sie an Wolfhart Pannenberg und Karl Lehmann, den damaligen Wissenschaftlichen Leitern des Kreises, und an Mitgliedern wie den beiden heute Geehrten hatten. Die Hoffnung hat nicht getrogen. Nach Jahren intensiver Diskussion konnte 1986 das Ergebnis veröffentlicht werden: Es gibt viele, substantielle, tragfähige Gemeinsamkeiten, aber es gibt auch Unterschiede zwischen evangelischer und katholischer Theologie; man kann sie genau beschreiben und braucht sie nicht zu leugnen; denn an ungeahnt vielen Stellen trennen sie die Kirchen nicht, sie verbinden sie vielmehr. Die kirchliche Rezeption verlief schleppend – kein Wunder bei einem Text solchen Kalibers; aber sie war nachhaltig und tiefgreifend. Heute, knapp zwanzig Jahre später, kann es, bei Strafe der Inkompetenz, kein jüngerer Theologe mehr wagen, nicht bei diesem Dokument anzusetzen, um weiterzuarbeiten. Mein Respekt vor der „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“, 1999 in Augsburg unterzeichnet und ohne jene Studie aus den 80ern schwer möglich, ist groß. Aber in „Lehrverurteilungen – kirchentrennend?“ ist der differenzierte Konsens schärfer durchdacht worden, vor allem auf dem Gebiet der Rechtfertigungslehre, auf dem Ulrich Wilckens und Otto Hermann Pesch sich stark gemacht haben, schon lange zuvor und kontinuierlich bis heute. Bilanz zu ziehen und die lutherische wie die katholische Rechtfertigungslehre auf biblischer Basis verständlich darzustellen – da haben zwei Meister der deutschen Sprache leichtes Spiel. Und weshalb soll man, wenn die Gelegenheit sich bietet, nicht öffentlich gute Theologie treiben? Die biblische Grundbotschaft zu beschreiben und aus dem Fundus der Theologiegeschichte die Gemeinsamkeiten wie die Differenzen herauszupräparieren, auch das ist für Theologen, die ein – theologisches – Verhältnis zur Geschichte haben und im historischen Denken lange geübt sind, keine besonders schwere Herausforderung. Greenhorns wie mir konnte es freilich wie Schuppen von den Augen fallen, wenn gezeigt wurde, wie schlecht in der Reformationszeit der wechselseitige Informationsstand war und wie selbstsicher die selben Begriffe auf evangelischer und katholischer Seite ganz unterschiedlich gebraucht worden waren – und werden, so dass Unterstellungen vorprogrammiert waren – und sind. Das alles hatte freilich Otto Hermann Pesch in seiner stupenden Arbeit über die „Theologie der Rechtfertigung bei Martin Luther und Thomas von Aquin“ (1967) längst gezeitigt, und Ulrich Wilckens hatte in seinem magistralen Römerbriefkommentar (I–III, 1978–1982) bereits die Vermittlung mit der Exegese geleistet und zudem die Ökumene um neue Aspekte der Paulusdeu-

tung bereichert, von denen Otto Hermann Pesch als einer der ersten Dogmatiker Wind bekommen hat – sich nicht scheuend, auch in der sympathetischen „Hinführung zu Luther“ (1982), die Heinrich Fries gewidmet ist, auf Unterschiede zu Paulus hinzuweisen, ohne deshalb mit erhobenem katholischem Zeigefinger dem Reformator Vorhaltungen zu machen.

Die eigentliche Herausforderung des differenzierten Konsenses beginnt aber erst nach der differenzierten Herausarbeitung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden. Welchen Status haben beide? Wie verhalten sie sich zueinander? Müssen die Unterschiede auf Dauer verschwinden? Zugespitzt formuliert: Haben sie kirchentrennenden Charakter? Oder können sie gerade Ausdrucksformen der kirchlichen Koinonia mit Jesus Christus sein, nach der zu suchen ist? Muss das Lutherische, muss auch das Katholische in einer ökumenischen

Setzt der Dialog die eigene Identität aufs Spiel? Oder nimmt er sie ernst? Muss man nur lernen, mit verschiedenen Interpretationen zu leben?

Rechtfertigungslehre überwunden, oder muss es nicht im Gegenteil neu entdeckt und neu zur Geltung gebracht werden, und zwar nicht nur in der eigenen Konfession, sondern im ökumenischen Miteinander? Setzt der Dialog die eigene Identität aufs Spiel? Oder nimmt er sie ernst? Muss man nur lernen, mit verschiedenen Interpretationen zu leben? Darf man Vielfalt schon als solche goutieren? Oder gelingt es (und wie weit kann man gehen), im Anderen, im Fremden eine Ausdrucksform dessen zu sehen, wovon her und worauf hin auch das Eigene ist, selbst wenn dies sich als Widerspruch artikuliert? Wenn die Differenzen nicht schlechterdings affirmiert oder negiert werden sollen, müssen sie verstanden und bewertet werden. Nach welchen Kriterien? „Lehrverurteilungen – kirchentrennend?“ geht vielleicht, wenn ich mir diese Kritik erlauben darf, noch nicht radikal genug zum biblischen Ursprung zurück, um die Argumentation transparent zu machen; aber, aus gegebenem Anlass auf die Debatten des 16. Jahrhunderts konzentriert, geht die Studie den ersten, zweiten und dritten Schritt in dieser Richtung, sie eröffnet ein neues Verständnis von Differenz und Konsens. Denn sie enthebt sich nicht der Mühe, das weite Feld der theologischen Gemeinsamkeiten abzustecken und das breite Spektrum innerkonfessioneller Positionen zu ermessen; aber es gewichtet auch die konfessionsspezifischen Differenzen. Die hermeneutische Kunst besteht darin, sie ins Verhältnis zu setzen sowohl zu den gemeinsamen Glaubensaussagen, als auch, weit wichtiger noch, zum Grund des Glaubens, der sein eigentlicher Gegenstand ist und zugleich den Glauben überhaupt erst freisetzt.

Streit über die Ökumene

Die Kritik an der Konsens-Ökumene hat mit dieser Hermeneutik größtenteils nicht Schritt gehalten. Sie unterstellt diplomatische Manöver; sie sieht regelmäßig die anderen als Gewinner – und erachtet dies offenbar als eigene Niederlage. Meist erkennt sie aus evangelischer Perspektive eine Dominanz katholischer, aus katholischer eine Vorherrschaft evangelischer Theologie – je verborgener, desto schlimmer. Vor allem attackiert sie die Gefahr ökumenischer

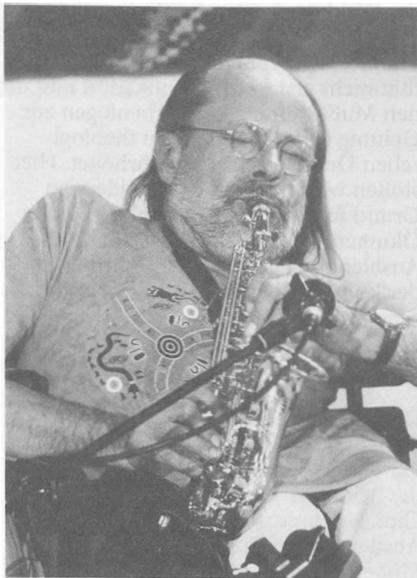
Harmonisierungen; sie befürchtet, durch die Artikulation eines ökumenischen Konsenses könnte zu kurz kommen, was in der eigenen Konfession als authentische Einsicht und Praxis des Glaubens Kontur gewonnen habe. Tatsächlich kann man aus dem sicheren Abstand einiger Jahrzehnte fragen, ob die Konsens-Ökumene nicht gelegentlich des Guten zu viel getan und, „bona fide“, nach sprachlichen Kompromissen gesucht hat, die sachliche Unterschiede verdeckt haben. Klarheit des Denkens und der Aussprache ist angesagt. Gleichmacherei ist kein Name für Ökumene. Im Übrigen wäre es unbestreitbar und unbestritten ein Verlust, würde durch ökumenische Annäherung die evangelische Bibelfrömmigkeit oder die katholische Sakramentenkultur Schaden nehmen, die lutherische Sensibilität für sublimen Formen der Werkgerechtigkeit oder die römische Entschiedenheit, den Weg des Glaubens in der Kirche auch zu gehen. Aber wie real ist diese Gefahr? Ich will sie nicht ganz leugnen, auch wenn ich – nicht zuletzt im Blick auf beide Preisträger – doch entschieden zu dem Urteil gelange, dass die bisherige Ökumene – aufs Ganze gesehen – eher

Wer die Probleme des 16. Jahrhunderts bearbeitet, hat noch längst nicht die Fragen der Gegenwart beantwortet, die auf diesen Wegen neu gestellt worden sind.

zu einer enormen wechselseitigen Bereicherung geführt hat. Das eigentliche Problem aber reicht tiefer. Wenn heute eine „Ökumene der Differenz“ propagiert wird, steht die Identitätsfrage im Raum und ein durchaus positives Verständnis von Konfessionalität reißiert, werde dies nun neoprottestantisch unter kulturgeschichtlichem oder neoscholastisch unter systemischem Vorzeichen propagiert. Muss man das gleich als Konfessionalismus brandmarken?

Die Geschichte selbst verlangt die Weiterentwicklung der ökumenischen Differenzhermeneutik. Nach der Reformation sind die evangelische und die katholische Kirche weite Wege in die Neuzeit hinein gegangen. Wer die Probleme des 16. Jahrhunderts bearbeitet, hat noch längst nicht die Fragen der Gegenwart beantwortet, die auf diesen Wegen neu gestellt worden sind. Die Fragen, wie sich Wahrheit und Freiheit, Identität und Gemeinschaft zueinander verhalten, sind nicht die unwichtigsten; sie stellen sich weit über den innerchristlichen Horizont hinaus; das Erfahrungs- und Reflexionspotential der Kirche wird bislang kaum fruchtbar gemacht. Eine aktive Beteiligung aus dem Geist der Ökumene setzt aber voraus, dass die Anfragen derer, die im Namen der Identität, im Namen der Freiheit und im Namen der Wahrheit an der Konsens-Ökumene Kritik üben, ernstgenommen und bearbeitet werden. Wer eine Ökumene des differenzierten Konsenses im Sinn hat, ist dafür bestens gerüstet, muss aber den Verdacht ausräumen, auf eine äußerst subtile Weise doch einer ökumenischen Harmonie das Wort zu reden, die nur scheinbar auch den Differenzen ihr Gewicht gibt, tatsächlich aber die konfessionellen Kulturen beschneidet und auf dem Altar der vorprogrammierten allseitigen Versöhnung opfert.

Wie aber lässt sich dieser Einwand bearbeiten? Ich meine, dass eine nähere Befassung mit dem Œuvre und dem Denken von Otto Hermann Pesch und Ulrich Wilckens Möglichkeiten an die Hand gibt, nicht nur zu verstehen, wie



Der Saxophonist Klaus Kreuzeder setzte beachtliche musikalische Akzente

es zu solch glücklichen Texten wie „Lehrverurteilungen – kirchentrennend?“ hat kommen können, sondern auch zu überlegen, wie der Ansatz des differenzierten Konsenses weitergedacht werden kann.

Ökumenische Perspektiven

Beide, Wilckens wie Pesch, haben ihr je eigenes Werk vorgelegt. Mit Leib und Seele ist der eine Lutheraner, der andere Katholik, der eine Bibliker, der andere Dogmatiker; der eine Hirt, der andere Treiber; dem einen ist es in Fleisch und Blut übergegangen, die Dinge beieinanderzuhalten, dem anderen, heilsame Unruhe zu stiften; der eine hat sich als Neutestamentler fürs Bischofsamt qualifiziert, dem er bemerkenswertes Profil und öffentliche Glaubwürdigkeit gegeben hat, und er ist als Bischof Neutestamentler geblieben, wovon wir bis heute durch einen Johanneskommentar (1998), der seinesgleichen sucht, und eine „Theologie des Neuen Testaments“ (2002/2003) profitieren, die ein Ereignis ist. Der andere, auf dessen große

So konstruktiv kann nur sein, wer weiß, was katholisch und evangelisch ist; dem Glaubensprinzip kann nur folgen, wer die Schrift und die Tradition kennt.

Dogmatik wir noch warten, ist als früherer Dominikaner nicht nur ein Verehrer des Aquinaten geblieben, sondern, nun als sogenannter Laie, ein gesuchter Berater der katholischen Kirche geworden, ein Autor theologischer Bestseller, der nicht aus Kirchenkritik klingende Münze schlägt, ein freier Geist im katholischen Glauben. Vielleicht sind es gerade diese Unterschiede, die einem Betrachter als Gründe für die Übereinstimmung beider einleuchten. Es sind jedenfalls die Gründe, die ökumenische Perspektiven eröffnen, damit der Streit über die Ökumene ein Streit für die Ökumene werden kann.

- Drei Perspektiven will ich nennen
1. Beide plädieren für eine Ökumene aus der Mitte des Glaubens, eine Ökumene der Primärtexte und der Theozentrik.
 2. Beide plädieren für eine Ökumene auf der Höhe des Glaubens, eine Ökumene der theologischen Reflexion und der spirituellen Erfahrung.

3. Beide plädieren für eine Ökumene am Fuß des Glaubens, eine Ökumene der hermeneutischen Aufklärung und der diakonischen Praxis.

Gemeinsam ist all diesen Perspektiven die Orientierung am Glauben. Das ist ökumenisch entscheidend; es ist auch theologisch allein aussichtsreich. Beide Preisträger tragen ihren Teil dazu bei, dass nicht in einer abstrakten, nicht in einer rein formalen, sondern in einer konkreten, inhaltlich gefüllten, theologischen, spirituellen, auch diakonischen Weise vom Glauben gesprochen wird. Die rechtfertigungstheologische Brisanz liegt am Tage. Otto Hermann Pesch hat 1983 in seiner „Theologischen Anthropologie“, die den schönen Titel „Frei sein aus Gnade“ führt, die verblüffend einfache und klare, Paul Althaus verdankte Wendung stark gemacht von der „Rechtfertigung allein durch den Glauben, der niemals allein ist“; Ulrich Wilckens hat 1969 in einer aufsehenerregenden Vorarbeit zum Evangelisch-Katholischen Kommentar sich die Frage vorgelegt: „Was heißt bei Paulus: ‚Aus Werken des Gesetzes wird kein Fleisch gerecht?‘“ und in seiner Antwort, neu abgedruckt im Sammelband „Rechtfertigung als Freiheit“ (1974), zum Schluss geschrieben: „Weil es die ... Liebe Christi zu den Sündern war, die ... zu ihrer Rechtfertigung“ führt, darum „findet ... der Glaube an Christus in der Nächstenliebe sein ihm eigenes Werk“. So ökumenisch konstruktiv kann nur sein, wer weiß, was katholisch und evangelisch ist; dem Glaubensprinzip kann nur folgen, wer die Schrift und die Tradition kennt. Die Orientierung am Glauben ist das Zukunftsprogramm der Ökumene. Die Theologie orientiert sich nicht am kleinsten gemeinsamen Nenner, sie verschreibt sich auch nicht dem unbedingt Allgemeinen, sondern fragt nach dem „Proprium christianum“. Die Krise der Ökumene beruht auf einer Krise nicht nur der Glaubenserfahrung, sondern auch des Glaubensverständnisses; sie braucht Anwälte des Glaubens, die Kirche hat sie, sie sollte sie hören.

Ökumene aus der Mitte des Glaubens

Wilckens und Pesch entwickeln eine ökumenische Theologie, die sich aus der Quelle des Glaubens speist. Damit meine ich in erster Linie die Heilige Schrift, aber die Heilige Schrift nicht nur als Schrift, sondern als inspiriertes Zeugnis jenes Geschehens, in dem Gott sich zum Heil der Welt in seiner Wahrheit offenbart hat, also die Schrift immer auch so, wie sie als Glaubenszeugnis in der Tradition der Kirche je neu die Verkündigung des Evangeliums inspiriert und auch die Reflexion der Theologie anstößt.

Pesch und Wilckens stehen für eine „Ökumene der Primärtexte“. Das ist für die Ökumene notwendig und heilsam. Konsensdokumente zu erstellen, ist des Schweißes der Edlen wert. Aber, bei aller Liebe: Wem diese Texte Primärliteratur sind, muss in überreichem Maße gesegnet sein mit dem Charisma der Askesse. Sind ökumenische Konsentexte Glaubensquellen? Sollten sie es sein? Manchmal scheint es so, als sei dies der Traum der Ökumeniker. Beunruhigende Anzeichen, dass einige diesen Traum verwirklichen wollen, gibt es durchaus. Beim Zitieren bleibt man gern unter sich. Der Grad der Selbstreferentialität ökumenischer Dokumente wird nur noch von dem vatikanischen Enzykliken übertroffen. „Ad fontes“ – das muss die Parole der Ökumene sein: zur Bibel und von der Schrift her nicht nur zu den Dogmen, sondern auch zu den theologischen Originalen der Geschichte und Gegenwart. Die Hermeneutik des differenzierten Konsenses kann ihre Kritiker nur überzeugen, wenn sie aus

den Quellen des Glaubens schöpft. Sie braucht Übersetzer wie die beiden Preisträger. Die Ökumene der Primärtexte führt eo ipso zu einer „Ökumene der Theozentrik“. Wilckens und Pesch stellen den ökumenischen Dialog in den Dienst der Erkenntnis und Verehrung Gottes.

In der zusammen mit Albrecht Peters 1981 publizierten „Einführung in die Lehre von Gnade und Rechtfertigung“ zeichnet Otto Hermann Pesch zum Schluss ein plastisches Bild:

„Das Geheimnis der Gnade Gottes ist wie ein wunderbarer Baum im Innenhof eines Schlosses. Man sieht durch jedes Fenster eine andere Seite des Baumes. Aber alle sehen nur den einen und selben Baum. Alle Theologen der Kirchengeschichte haben das Geheimnis der Gnade Gottes aus verschiedenen Fenstern angeschaut, die heutigen Theologen tun es ebenso. Auch wenn sich die

Wilckens und Pesch arbeiten für eine „Ökumene der theologischen Reflexion“. Es ist eine Ökumene, die auf die Arbeit der Theologie setzt, und zugleich ein Plädoyer für eine Theologie, die durch Ökumene zum Wesentlichen vorstößt.

Theologen nicht selten um die besten Fensterplätze gestritten haben, sie wussten, dass sie nur denselben Baum zu sehen bekommen, mehr oder weniger gut. Das hält sie im Streit zusammen.“ Vielleicht aber ist die gegenwärtige Krise nicht nur ein Streit um die besten Fensterplätze, vielleicht ist er ein Streit darüber, ob in der Mitte tatsächlich ein Baum steht: ein Gewächs des Himmels und der Erde, und nicht ein Produkt der eigenen Imagination, ein Baum – und nicht ein kleiner Hain, in dem jeder sein eigenes Bäumchen hegen und pflegen kann; und ein Baum, in dem die Vögel des Himmels nisten können.

Ökumene auf der Höhe des Glaubens

Der Weg aus der Mitte führt auf die Höhe des Glaubens – hin zur Anstrengung des Begriffs, hin zu den Freuden der wissenschaftlichen Entdeckungen, hin zur Lust der Argumentation, die eine ganz eigene und sehr intensive Form der geistlichen Erfahrung ist. Wilckens und Pesch arbeiten für eine „Ökumene der theologischen Reflexion“. Es ist eine Ökumene, die auf die Arbeit der Theologie setzt, und zugleich ein Plädoyer für eine Theologie, die durch Ökumene zum Wesentlichen vorstößt. Das letztere mag vergleichsweise leicht einleuchten. Denn es ist gerade die Kontroverse, die zur Argumentation führt; es ist der Dialog, in dem aktives Hören die Klarheit des Denkens und die Verbindlichkeit des Sprechens fördert; es ist die kritische Beschäftigung mit der eigenen Tradition im Lichte einer anderen, die sie überhaupt erst verstehen und sich auf das Geheimnis des Glaubens zurückbeziehen lässt. Weniger klar scheint heute aber vielen, dass die Theologie eine echte Hilfe für die Ökumene nicht nur war, sondern ist. Wo hilft die Theologie heute bei der Frage nach der Kirchen- und Eucharistiegemeinschaft, nach der Anerkennung der Ämter und des Amtes? Hat sich nicht an der Basis, vor Ort, vieles von selbst erledigt? Und sind die Ökumeniker heute mehr als leicht verschreckte und übervorsichtige Lordsigelbewahrer des status quo, sorgsam darauf bedacht, dass es nur ja nicht zu

Turbulenzen und Rückschlägen kommt? Das ist eine optische Täuschung. Gewiss: Die Theologie ist gut beraten, zu hören, was der Geist der Gemeinde sagt – und zu fragen, ob die Prioritäten der eigenen Agenda noch stimmen. Aber Nichtwissen oder Nichtwissenwollen sind keine Basis für Zusammenarbeit. Vor allem jedoch: Heutige Ökumene hat nicht nur Nehmerqualitäten entwickelt. Das Kirchenvolk will sie. Es darf sich freuen, intellektuelle Verbündete wie die beiden Preisträger zu haben.

Fruchtbar ist die theologische Ökumene à la Pesch und Wilckens, weil sie bei ihnen eine „Ökumene der spirituellen Erfahrung“ ist. Wilckens steht für historisch gesättigte Schriftauslegung, die zur geistlichen wird; ihn treiben die Erfahrungen um, die er in protestantischen Pfarrhäusern des Nordens gesammelt hat. Deshalb gibt er die historische und philologische Orientierung der Exegese in keiner Weise auf; im Gegenteil nimmt er die Texte und die Geschichte, die sie erzählen, in eminenter Weise ernst – viel ernster als viele, die heute immer noch historisch-kritische Exegese wie an der Jahrhundertwende (vom 19. zum 20.) treiben.

Pesch steht für eine existentielle Dogmatik, die historischen Tiefgang hat. Ich nenne sie existentiell nicht allein wegen des Temperaments, das ein „homo hermeneuticus“ an den Tag legen muss, um den Geist nicht auszulöschen (1Thess 5,19); ich nenne sie auch existentiell, weil die Frage des Menschen nach sich selbst und nach Gott, die Frage Rahners nicht nur, sondern die Frage Luthers und Augustins und Thomas', ihn umtreibt, der den Menschen als geschichtliches Wesen sieht und deshalb den Modernen manch irritierende und aufrüttelnde Erinnerung desto weniger ersparen will, als er besser als viele weiß, wie oft das Denken der Alten viel jünger ist als das der Neuen. Wer Otto Hermann Pesch den Puls fühlen will, braucht nicht nur seine zahlreichen geistlichen Schriften zu lesen; es ist der dialogische Ansatz seines Denkens selbst, schon in

der Wahl der beiden Leitfiguren seiner Münchener Dissertation, Luther und Thomas, vorgeprägt, der die Spiritualität nicht erst in der Applikation und in den Mußstunden eines Theologen zur Geltung bringt, sondern im theologischen Denken selbst bewahrt. Hier stoßen wir auf einen entscheidenden Grund für die gegenwärtige Krise der Ökumene: die geradezu systematische Ausblendung geistlicher Erfahrung in der konstruktivistischen Theologie, die gegenwärtig reüssiert.

Ökumene am Fuß des Glaubens

Die Kirchenväter haben in der Auslegung der Verklärungsgeschichte (Mk 9,2-9) nie nur die Auswahl der drei aus der Mitte der Jünger und nie nur das Gipfelerlebnis, sondern immer auch den Abstieg an den Fuß des Berges in die Mühen der Ebene betont. Die Ökumene der Reflexion und Meditation auf der Höhe der Gedankenflüge ist nur sie selbst, wenn sie mitten im Leben ankommt, am Fuß des Glaubens. Eine wesentliche Aufgabe ist die der Volksnähe und Vermittlung. Wilckens und Pesch setzen auf eine „Ökumene der hermeneutischen Aufklärung“. Sie setzen auf die Fähigkeit des ökumenisch neu zu

Wichtiger als jeder Ökumenepreis ist die Tatsache, dass die eigene Person der Preisträger und ihr eigenes, theologisches, kirchliches Engagement kein Argument gegen den Glauben ist, sondern eins für den Glauben.

verstehenden Glaubens, die Wirklichkeit zu erkennen und zu beschreiben, und sehen in theologischer Aufklärung die Chance der Ökumene. Dazu gehört eine große Freiheit des Denkens, neue

Fragen zu stellen und alte Antworten in neuen Worten zu buchstabieren und dadurch besser hinter ihren Sinn zu kommen.

Die hermeneutische Aufklärung freilich kann nur dann gelingen, wenn die ökumenische Theologie dem Doppelgebot folgt, also Gottesliebe und Nächstenliebe. Davon zu reden (wie ich es heute tue), ist leicht, es zu praktizieren schwer. Wilckens und Pesch fordern nicht nur eine „Ökumene der diakonischen Praxis“, sondern praktizieren sie. Entscheidend ist jedoch bei der Arbeit zweier Theologen, dass ihre Theologie selbst diakonisch wird – in der Arbeit an der Alphabetisierung des Volkes, im Dienst am Evangelium, an der Einheit der Kirche, am Glauben der Menschen. In der ihm eigenen Schärfe formuliert Otto Hermann Pesch in „Rechenschaft über den Glauben“ (1970): „Wenn der Glaube umwandelnde Kraft hat, dann muss sie im Verhalten in Erscheinung treten, oder es wird ein Argument gegen den Glauben daraus“.

Dass ihre eigene Person und ihr eigenes theologisches, kirchliches Engagement, kein Argument gegen den Glauben ist, sondern eines für den Glauben, das den Streit über die Ökumene je neu in einen Streit für die Ökumene verwandelt – das ist wichtiger als jeder Ökumenepreis: und das ist Grund genug, Otto Hermann Pesch und Ulrich Wilckens diesen Preis zu geben. □



Gruppenbild mit Dame und Saxophonist: Neben den neuen Preisträgern (links) haben sich mit dem Kardinal und dem Akademiedirektor ehemalige Träger des Ökumenischen Preises

dem Fotografen gestellt: Paula Linhart (Una-Sancta-Kreis München 1998), Prof. Dr. Wolfhart Pannenberg (1999) und Prof. Dr. Franz Mußner (2000)